Vor 50 Jahrgängen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **50 (1963)**

Heft 6: **Schulbau**

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Vor 50 Jahrgängen

Der gedeckte Tisch
Aus «DAS WERK», Februar 1914

«Die Kunst, den Tisch zu decken, wurde wohl zu allen Zeiten, die einen feinen gesellschaftlichen Sinn pflegten, von liebenswürdigen Gastgeberinnen geübt; zwar nicht schulmeisterlich wie ein Wissen und Gelernthaben, sondern mit einer lachenden Selbstverständlichkeit, wie sie Geschmack und Lebensfreude mit sich bringen. Dem neunzehnten Jahrhuntert war es dann vorbehalten, an Stelle dieser anmutsvollen freien Betätigung, wie so mancher anderer Dinge, die unser Leben versüßen, die ödeste Schablone zu setzen. Soweit die Kulturwelt reichte, überall das gleiche Tischtuch, die gleichen Messer, Gabeln und Löffel, die gleichen Gläser und Teller; überall der gleiche silberne Tafelaufsatz mit dem Konfekt in den unteren Geschossen und dem langweiligen, auf Drähte gesteckten Bouquet oben im schmalen Kelche. Erfindung, Gliederung, frohstimmende Farbe: dies alles schien verloren und vergessen.

Als man nun seit wenig mehr als einem Jahrzehnt wieder begann, bei der Erzeugung alles dessen, was wir zu unserm äußern Leben bedürfen, die Augenlust zu suchen, die durch das freie Schaffen der Phantasie und die ordnende Kraft des menschlichen Geistes bedingt ist, konnte sich niemand mehr an solcher Dürre laben. Die alte Kunst, die verlorengegangen war, mußte zu neuem Leben erweckt und mit einem neuen Geiste erfüllt werden.

Es mag nun vielleicht pedantisch erscheinen, wenn man auf die flüchtige Zierde kurzer Tafelfreuden große Worte: Zweckmäßigkeit, Materialechtheit, Rhythmus anwendet, die fast mit der Gewichtigkeit von Dogmen dastehen. Und doch haben auch hier diese Begriffe ihre volle Berechtigung.

Der Zweck, der angestrebt wird, kann nichts anderes sein, als die Förderung geselliger Lust, das Behagen der Gäste, die sich zu Tisch setzen. Da nun heute wieder ein farbenfreudiges Geschlecht ersteht, dessen Auge den Geist nicht weniger mit Harmonien erquickt als das Ohr den Musikfreund, muß wohl die Farbe der vornehmste Freudenbringer sein. Und nichts vermöchte sie uns für die Dauer eines Tafelschmucks reiner und voller zu geben als Blumen. Aber nicht in jenen losen bunten Bouquets, wie man sie sich beim Gärtner kauft, sondern in geschlossener Bindung und mit bewußter Berechnung ihres Zusammenklangs. Das tönt jedoch schon beinahe wie ein Rezept, und mit Rezepten ist in dieser Kunst so wenig anzufangen wie in irgendeiner andern schöpferischen Betätigung.

Aber das muß doch gesagt werden, daß der Tafelschmuck nicht die Gesellschaft beherrschen, sondern ihr dienen soll. Niemand darf durch sie verhindert werden, sein Gegenüber zu sehen und mit ihm zu sprechen; denn die schönste Zierde des gastlichen Tisches, meine Damen, ist schließlich doch der Mensch. Also keine hohen Tafelaufsätze und anderen Gebäude, sondern ein Schmuck, der sich begnügt, von der Tischfläche aus nach oben zu leuchten. Und da wird es sich dann von selbst ergeben, daß man den Nachtisch nicht von Anfang an auf die Tafel stellt und so die Gäste veranlaßt, Speisen nebeneinander zu riechen und zu sehen, die der Zunge nur im Nacheinander genehm sind.

Und an echtem schönem Material kann es wahrlich bei einem anmutig gedeckten Tisch nicht fehlen, handle es sich nun um die festlich gedeckte reiche Tafel oder um das tägliche Mittagsmahl der Familie oder um das bäuerliche Gedeck, wie man es in Ferientagen gern vor sich sieht. Linnen von verschiedenstem Korn und wechselnder Abtönung, bunte Bänder, die man als Schmuck verwendet, edles Porzellan und heitere Fayence und mannigfaltiges Blumengeschirr, schimmernde Gläser und das blinkende Metall schöngeformter Bestecke und was sonst alles auf einem Tische stehen muß: es kann billig oder teuer, aber es muß echt sein. In die Lust, die der Gast beim Anblick hat, darf sich kein ironisches Lächeln über den Gastgeber mischen. Und nun falsche Blumen vollends, und das Makartbouquet, das jahrelang im Staub stehen darf..., doch ich will keine offenen Türen einrennen.

Auch der Rhythmus, der Urgrund aller künstlerischen Ordnung, ist beim kunstvollen Decken der Tafel ganz selbstverständlich; sei es nun am runden oder viereckigen Tisch, er gründet sich auf die regelmäßige Wiederholung der Gedecke. Und dabei wird sich wie auf allen Gebieten jeglicher Kunstbetätigung zeigen, daß die verständnisvolle Befolgung der aus den Grundprinzipien abgeleiteten Gesetze der Phantasie keine Fesseln anlegt, sondern im Gegenteil ihr weite und sonnenbeschienene Wege eröffnet.»

Albert Baur

Fragment

Das große Loos

Was bewegt die Leserschaft zum Kauf eines Buches? Bei wissenschaftlichen Werken wohl häufig die Buchbesprechung. Die Buchbesprechung erfüllt eine unentbehrliche kommunikative Funktion in unserem kulturellen System. Zu den Pflichten einer Redaktion Behört die Verteilung neuer Bücher auf einen Kreis von Mitarbeitern und dann das Eintreiben dieser Besprechungen...

Aber das Besprechen von Büchern hat seine Schattenseite. Verglichen mit einem Schweizer Bauzeichner ist eine italienische Spitzenklöpplerin recht schlecht bezahlt. Sie ist aber ein Krösus gegenüber einem Schweizer, der seriöse Buchbesprechungen macht. Drei Tage lang liest er das Buch, am vierten geht er vielleicht in die Bibliothek, um einige Dinge zu verifizieren, und am fünften schreibt er die Besprechung und feilt noch an ihr herum... Bei Fünftagewoche und Achtstundentag würde der Brävste von dieser Beschäftigung abkommen. Aber Bücherwürmer unterstehen keinem Betriebsgesetz.

Müssen also Bücher besprochen werden? – Sie müssen. Alle? – Alle. Notfalls vom Redaktor selber. Aber als wir die neue Auflage von Adolf Loos' sämtlichen Schriften* bekamen, gerieten unsere Grundsätze ins Wanken. Wer sind wir, daß wir Adolf Loos besprechen können? «Ins leere gesprochen» besprechen? – Ins Leere spräche der Rezensent. «Die überflüssigen» besprechen? – überflüssig wäre der Rezensent. «ornament und verbrechen» besprechen?... Und doch bittet uns der Verlag um eine Besprechung.

Wir nahmen den Band, glücklich, ihn zu haben. Wir lasen neu das schon Gelesene. Da wir es prägnanter, als es geschrieben ist, nicht rezensieren können, begannen wir zu zitieren. In Anführungszeichen reihten sich die splitterharten Sätze. Sätze von Adolf Loos sind von der Art, daß all unser Geschreibsel, daß die Besprechung daneben armselig, lächerlich wird, hohl, geschwätzig und falsch tönt. Auch macht man sich mit Loos-Zitaten keine Freunde – nicht bei den Modernen, nicht bei den Altmodischen, nicht bei den Architekten, nicht bei den Kunstgewerblern, nicht bei den Künstlern, schon gar nicht beim Werkbund... Sie alle sind gebeten, sich im Urtext die Wahrheit sagen zu lassen.

* Adolf Loos: «Sämtliche Schriften, erster Band: Ins leere gesprochen; Trotzdem», Verlag Herold, Wien, München, 1962